

Der Unterschied.

Stizze von Hugo Salus.

Die beiden Brüder Friedrich und Erich Pauli, der weltberühmte Geheimat Professor Friedrich und sein Bruder, der Gymnasiallehrer und Lyriker Erich Pauli, waren schon jahrelang nicht für längere Zeit beisammen gewesen; denn Erich, in einem Gebirgsneke in Süddeutschland angeheiratet, war wohl vor zwei Jahren ein paar Tage in der Hauptstadt gewesen, aber sein Besuch galt damals weniger seinem Bruder, als der Erledigung einer Nachprüfung, der er sich zur Erlangung einer festen Anstellung hatte unterziehen müssen. Und damals war Friedrich, der Geheimat, eben Rektor der Universität gewesen, der jüngste Rektor, der je an die Spitze der Hochschule ernannt worden war; er verdiente dies seiner Bedeutung als Mathematiker, der schon alle Würden und Ehren, alle Auszeichnungen auf sich vereinigte, um dessen willen junge Gelehrte aus aller Welt just die hauptsächlichste Universität aufsuchten.

Er hatte nun vor etwa einer Woche ein neues, kleines Werk über die höchsten Fragen der Mathematik erscheinen lassen, nun war er müde und abgespannt, er sehnte sich nach einer Umgebung, in der er von allen Mähen der letzten Monate ausruhen konnte. Da fällt ihm, wie weiß, durch welchen Zufall, sein Bruder ein, der immer ein gerader Gegenstand gewesen, der stets ein spielerischer Zünder war und der dann später richtig ein Dichter wurde, der schon einige Wändchen Gedichte herausgegeben und immer ein Exemplar davon auch seinem Bruder geschickt hatte, obgleich er wohl wissen konnte, daß er wirklich nie Zeit und Stimmung fand, einen Blick hineinzutun. Der schrieb ihm nach Empfang eines Büchleins regelmäßig ein paar einstaltige Worte des Dankes. Du lieber Himmel! mehr konnte Erich von seinem weltberühmten Bruder, dem Geheimat, wirklich nicht verlangen! Der Direktor seines Gymnasiums, selbst Mathematiker und ein grundgescheiter, im Leben stehender Mann, wundert sich ohnehin immer sehr darüber, wenn sein Deutschlehrer Erich ihm solch eine Karte zeigte, daß der berühmte Bruder auch nur für diese Zeiten Zeit finden konnte.

Nun hatte er dem Direktor auch gemeldet, daß der Geheimat die Ferien bei ihm verbringen werde, was diesen in freudiger Erregung verließ und veranlaßt hatte, sich mit doppeltem Eifer mit dem neuen Werke des Geheimrats zu befassen. „Der hatte heute, als er die Ferientage nach Hohenberg zu seinem Bruder antrat, das letzte Gedichtbuch Erichs zu sich genommen, um darin ein wenig auf der Fahrt zu blättern, Gedichte auf der Eisenbahnfahrt! Nun aber fuhr der Zug in Hohenberg ein, das Bahnhofgebäude lag wirklich auffällig schon an der Lehn eines Tannenwaldbügels, indes die Häuser des Städtchens sich auf der anderen Seite ins Tal hinein ausbreiteten, um den Turm einer Klosterkirche geschaut.

Erich erwartete seinen Bruder natürlich auf dem Bahnhofe, im Hohenberger Wochenblattchen war eine Mitteilung erschienen, daß der große Mathematiker Pauli aus der Hauptstadt seine Ferien in Hohenberg verleben und heute antommen werde. Da waren denn einige Neugierige zur Bahn gekommen. Erich erwiderte die Abholung des Gepäcks, und nun gehen sie in die Stadt, die Leute gehen schon vor dem vornehmen Gasse die Hüte, nicht ohne gleich darauf dem allbeliebten Erich wie vertraute Freunde zugewinkt, die jungen Burschen machen grüßend ihre Verbeugung, wie sie es beim Anblicke ihres verehrten Lehrers gewöhnt sind, und eine Menge junger Mädchen schaut ihn fast liebevoll an, da er jetzt mit seinem ersten Bruder an ihnen vorbeigeht, die Frauen klopfen einander auffällig genau in die Seite, daß der Geheimat es merken muß, sie vergleichen den Dichter mit seinem sogar nicht mehr jung aussehenden Bruder, der beim Fests erneuten Grüßen und Danken Erichs nicht recht weiß, ob er auch den Hut ziehen soll.

„Kennst du denn auch alle die Leute, die dich so herzlich grüßen?“ fragt er Erich. „Kennen dich denn alle die Leute? Grüßen sie denn in dir den Lehrer ihrer Kinder oder Brüder oder vielleicht gar den Dichter?“

„Vielleicht beide,“ antwortet Erich lachend, „du darfst eben nicht vergessen, daß wir hier in einer Kleinstadt sind, in der ein Dichter immerhin etwas zu bedeuten hat!“

Und so treten sie denn in die Wohnung Erichs ein; ein großer Blumenstrauß wurde vor kurzem abgegeben mit einer doronabhängenden Karte: „Dies jungen Verehrerinnen ihrem lieben Dichter Erich Pauli an seinem Feiertage!“ steht darauf geschrieben.

„Wissen,“ sagt der Geheimat, „wer ich bin, daß sie solch ein Weizen aus meiner Antunft machen!“ Da weist ihm Erich lachend die gestern abend erschienene Nummer des Wochenblattchens, darin blau angezeichnet eine Mitteilung steht, daß „unserem geliebten und verehrten Heimatdichter Erich Pauli morgen eine große Freude bevorstehe, sein bedeutender Bruder aus der Hauptstadt, der Geheimat, Uniderrichtsprofessor Friedrich komme nach Hohenberg, um in ihrem schönen, gesunden, freundlichen Gebirgsorte die freie Zeit zu verleben.“ Dann folgen einige Zeilen, welche die überragende Bedeutung des Geheimrats würdigen wollen; sie erwähnen natürlich den Paulischen Lehrjahre und führen dann den Titel des neuen Wertes an, das, „wie uns und verehrter Herr Gymnasialdirektor versichert, berufen erscheint, seine Bibel für jeden ernsten Mathematiker zu werden.“ Und dann folgt der Schreiber dieser Anzeige gleich hinzu, wach ein schönes Zusammenfassen es bedeute, daß gleichzeitig auch das Buch „unseres geliebten Dichters Erich“ erschienen sei, das ihm ganz Deutschland zum Freunde machen müsse, und beginnt nun, wieder vertraulicher Boden fühlend, in überschwänglichen Worten von Erich zu schwärmen, mit dessen Namen für immer auch der Name Hohenberg verbunden bleibe.

„Wertwürdig, wertwürdig!“ Der Geheimat schüttelte nur immerfort den Kopf. „Ich hätte nie geglaubt, daß so etwas möglich sei; so etwas bin ich gar nicht gewohnt!“

Dabei ließ er noch einmal die Worte, die sich auf ihn bezogen; es tut ihm scheinbar wohl, daß nicht bloß sein Werk theoretisch anerkannt wird, daß auch persönliche Worte über ihn da in dem Blatte stehen. Als er jetzt wieder zu den Zeilen kommt, die von „unserem geliebten Dichter Erich“ sprechen, fragt er den Bruder, ob denn auch in anderen Blättern so von ihm gesprochen worden sei. Da lacht Erich und weist ihm ein dickes Buch, in das er alle die verschiedenen Buchanzeigen und Würdigungen seines Schöpfens gesammelt hat, die seit Beginn seiner Veröffentlichungen erschienen sind. „Dit ist auch sein Bild dabei abgedruckt, und der Geheimat blättert den Fotianten flauend durch; er liest die letzte Seite, darauf das neue Buch schon in einer hauptstädtischen Zeitung rühmend angezeigt ist, und sagt dann: „Sind das denn lauter Freunde von dir, die so über dich schreiben?“

„Meine Freunde?“ antwortete Erich, „nein, wirklich nicht! Aber Freunde meiner Kunst!“

„Das Buch muß ich einmal durchlesen,“ meint der Geheimat, „so etwas kommt bei uns niemals vor!“

Nun kommt Erichs Hauswirtin, um ihn zu begrüßen; sie freut sich, daß ihr lieber Herr Erich jetzt solch eine Freude habe, und bringt eine Schachtel mit seinem Hausgebäck, das die Frau Bürgermeisterin, ihrem lieben Freunde und Dichter Erich“ auch für den Herrn Bruder geschickt habe. „Die ganze Stadt freut sich mit ihm,“ fügt sie hinzu, „im Wochenblatt steht es ja auch schon!“

„Schade, daß unsere lieben Eltern das nicht mehr erlebt haben!“ sagt der Geheimat, als die Hauswirtin dann das Zimmer verlassen hat.

„Na, keinen Ruhm haben sie ja glücklicherweise noch kommen sehen,“ meint Erich, „nur mich haben sie, besonders der Vater, schon für verloren gehalten, weil ich als erwachsener Mensch noch immer solche Kindereien geschrieben und Gedichte geschrieben habe! Und jetzt, lieber Bruder, machst du hier nur recht bequem, ich will indessen in das Zimmer gehen, das ich dir hier im Hause gemietet habe, dein Koffer wird auch schon dort sein, dann komme ich dich wieder abholen.“ Und er geht.

Es dauert gar nicht lange, da klopf es an der Tür; der Gymnasialdirektor kommt, um den Bruder seines lieben Erich Pauli zu begrüßen; seine Worte machen einen tiefen, akademischen Eindruck und ahnend auffällig den Worten in der Zeitung. Er spricht denn auch über das neue Werk Paulis, nachdem er natürlich den Paulischen Lehrjahre erwähnt hat. Da antwortet ihm denn der Geheimat und fügt hinzu, wie sehr er sich darüber freue, daß sein Bruder hier so beliebt sei.

„Oh,“ sagt da der Direktor, „der ist hier die Schwärmerei aller jungen Leute; unsere Schüler lieben ihn, und für die Mädchen verleiht er den Begriff des deutschen Dichters!“

„Ich habe wirklich nicht gewohnt, daß mein Bruder so allgemein anerkannt ist.“

„Anerkannt? Sie verstehen,“ sagt da der Direktor, indem er sich lehnt, „das ist wohl nicht der richtige Ausdruck; geliebt, angeschwärmt, das dürfte wohl richtiger sein!“ Aber Erich, Herr Geheimat, haben sich doch wirklich nicht über mangelnde Anerkennung zu beklagen!“

Da wehrt der Geheimat mit der Hand ab. „Sehen Sie, Herr Direktor, darüber habe ich wirklich noch nicht nachgedacht. Aber heute, jetzt, wie ich mit meinem Bruder vom Bahnhofe hergegangen bin, wie ich die Hüfte der Stubenten, die Blicke der jungen Mädchen beobachten konnte, wie ich hier die Blumen fand, die eine Dame meinem Bruder zu „meiner“ Begrüßung geschickt hat, sogar Gebäck, das eine andere Dame mir, aber eigentlich doch ihm sendet, das mit er mich besser bewirten konnte, wie ich da in diesem Buche ebenso wie in der „Hohenberger Zeitung“ die Buchanzeigen lese — da ist doch langsam in mir ein Gefühl aufgefliegen, das, ich will ganz ehrlich sein, fast — er senkte die Stimme, als ob ihn noch irgendein Dritter hören könnte — „fast wie Reid ausströmen mag. Ich habe mir wirklich noch niemals Gedanken darüber gemacht. Sie waren ja selbst eben so freundlich, von meiner Stellung in der wissenschaftlichen Welt aufmerksam zu sprechen, Herr Direktor, und ich darf vor Ihnen ohne Scheu sprechen, daß ich in der Wissenschaft etwas geleistet, aber es scheint eben zweierlei Arten von Anerkennung, von Ruhm zu geben: eine warme, von Herzen kommende, und eine eiskalte, theoretische, akademische — ich finde keinen anderen deutschen Ausdruck dafür —, die himmelweit von dem Glücke entfernt ist, das ein Dichter über die Zustimmung seines ganzen Volkes empfinden muß. Meinem Sie nicht auch, Herr Direktor?“

Da nicht der Direktor sehr nachdenklich und sagt dann: „Darüber habe ich mir auch noch keine Gedanken gemacht, aber der Grund scheint mir jetzt ganz klar zu werden. Du lieber Himmel, die Wissenschaft wendet sich aus einem überlegenen Geiste wieder an den kalten, nüchternen, scharfschneidenden Verstand, an die genaue abwägende, prüfende Logik unseres Geistes, indes sich alle Kunst um das schwärmerische, träumerische, liebebedürftige und liebeschwärmende Herz der Mitmenschen wendet, an den Augen, die sich nach an Farbenzusammenhängen berauschen wollen, oder an Ohren, die müde vom Lärm des Tages einen überirdischen, unlogischen Spätenton vernahmen wollen, die Musik erfassen. Ich habe dieser Tage Soldaten an meinem Fenster vorbeimarschieren gesehen, die Trommeln schlugen den Takt zum Marsche der Soldaten, und da waren diese erwachsenen Männer auf einmal ganz anders die Weine; sie streckten sich und setzten dann die Hüfte im Takt auf den Boden, das war eine Freude war. Und da fand ich mich, der ich doch auch ein Mathematiker bin, plötzlich aufrecht an meinem Fenster, es wurde mir orientlich auch in meinen alten Ohren. Daran erinnere ich mich jetzt. Der Trommelschlag ist gewiß nur ganz entfernt auch eine Kunst, aber Gleichklang ist er, Rhythmus, anders als das gewöhnliche Tobendämmern. Darf ich es in einen Satz prägen, so möchte ich vielleicht sagen: Alle Kunst kommt aus dem Herzen, das ja auch in ewigem Gleichklang, in einem Rhythmus schlägt, dem einzigen Organ des Menschen, das rhythmisch arbeitet, aber alle Wissenschaft kommt aus dem scheinbar unethologischen Hirn, das da oben, abgeschlossenen von aller Außenwelt, in der Ruppel der Schädelknochen verwahrt liegt; dort ruht es und arbeitet seine Aufgaben ab, um dann nachts auszuruhen, wenn das Herz ihm nicht Erinnerung aus seinem stets erneuten frischen Quell als Träume emporschickt; und so kommt denn auch der Dank für Kunst immer wieder aus dem Herzen, der Dank für die Wissenschaft aber kann nur aus den Gehirnen kommen. Sehen Sie mir nicht recht, Herr Geheimat?“ Und er erhob sich von seinem Sitze.

Der Geh. Rat sah nachdenklich auf seinem Sessel. Nun stand er auf. „Ich habe noch nichts darüber nachgedacht,“ sagte er, langsam mit dem Kopfe nickend, „noch niemals Grund gehabt, darüber nachzudenken. Aber ich will jetzt doch die Bücher meines Bruders zu lesen versuchen, seine Gedichte, ich will schauen, ob ich noch ein Herz habe, das ihren Rhythmus empfindet.“ Und er verabschiedete sich herzlich und warm von dem Direktor, auf dessen Gesicht die Worte in der nächsten Zeile er sich schon jetzt freute.

Dann kam auch Erich zurück, und der war sehr verwundert, als ihm der Geheimat entgegenkam und ihn fast stürmisch in die Brust zog und umarmte. „Mein lieber Bruder!“ sagte er dabei mit zuckenden Lippen. „Wißt du etwas?“ war dessen Antwort.

Da fragte noch an dem Herzen seines Bruders und aus seinem Gesichtsausdruck heraus der Geheimat: „Nein, ich will nichts. Oder ich wünsche mit eigentlich etwas unerfüllbares; ich wollte, unsere gute Mutter könnte einmal mit dir durch Hohenberg gehen und die Witze der Menschen sehen, die dich grüßen. Dein Ruhm ist ein Glück, meiner ist eine Bestätigung. Ich habe soeben von deinem Direktor, der wirklich ein geschickter Mensch ist, eine tiefe Wahrheit über das Herz gehört. Du hast ja scheinbar ein besser arbeitendes Herz, als ich. Da will ich in den kommenden Wochen meines von deinem Geiste etwas lernen lassen.“

Abgelegte Kleider hervor.

Denn die Stoffe für neue sind schwerer erhältlich und teurer.

Schon jetzt verkündet ein Korrespondent, welcher amerikanischen Kleidergeschäften nahesteht, wenn der große Krieg noch viel länger dauere, so würden wahrscheinlich die Amerikaner vielfach Kleider aus Sardinien („outlay“) und Jute tragen, wie viele im Bürgerkrieg getan. Es ist interessant, die damaligen Verhältnisse ein wenig mit den heutigen zu vergleichen. Damals, wie jetzt, war die Wolle rar, und die Baumwolle desgleichen. Der Süden hatte zwar reichlich Baumwolle, aber keine Fabriken, um das Kleiderzeug herzustellen, während der Norden die Fabriken hatte, aber nicht die Baumwolle. Auch heute ist reichlich Baumwolle vorhanden — aber sie wird als Sprengstoff benötigt. Jedemal, wenn ein französischer „Jünfundbziger“ abgefeuert wird, bedeutet dies die Zerstörung von einem halben Ballen Baumwolle. Unsere Hemden werden auf die Deutschen geschossen, sagt ein amerikanischer Kriegs-Korrespondent, und das ist noch lange nicht alles.

Baumwolle hat schon ungefähr das Doppelte ihres normalen Preises, die Seide (und die Beinseide) ebenfalls, und Keimöl als Textilstoff schwindet langsam aus dem Dasein, hauptsächlich infolge des Kuddelmuddels in Russland, welches gewöhnlich 80 Prozent der Flachsvorjorgung der Welt liefert. Was die Wolle betrifft, so könnten die Ver. Staaten, wenn sie kein Kriegs-Alliiertes wären, gar keine Wolle aus dem Auslande einführen, und auch so trügen sie herzlich wenig. Den Ernst der Lage würdigend, hat Paris als Rode-Diktator zum ersten Male den Schnitt und die Stoffmenge der Frauenkleidung nach den tatsächlichen Bedürfnissen der Frauen und der Knappheit des Materials vorgeschrieben.

Doch viele dürften es vorziehen, irgendwelche alten, abgelegten Kleider in neuer Verarbeitung zu tragen, statt sich in Sardinien und Jute zu kleiden. Aber selbst wenn die alten Kleider nur noch als Lumpen existieren sollten, so läßt sich in der Industrie meistens noch immer etwas mit ihnen für Bekleidungs-zwecke anfangen.

Die Lumpen nehmen densfalls an dem hoch gestiegenen Aufsehen aller Kleiderstoffe teil; ihr Preis ist höher getrieben, und sie machen in neuester Zeit immer mehr von sich reden, zumal sie auch schon in Verbindung mit der Papierknappheit mehr in den Vordergrund getreten waren. Derselbe wird jedermann empfinden, ja seine Lumpen zu sparen und sie an die Textil-Industrie zu verkaufen.

Denn ebenso, wie man altes Papier und Lumpen in Papierbrei umzuwandeln und daraus wiederum Papier machen kann, so kann irgend ein alter wollener „Sweater“ oder ein Hemd in Stücke gerissen, zerfasert und wieder in ziemlich guten wollenen Kleiderstoff verwandelt werden, wenigstens ganz brauchbar als Beimischung. Dies ist das bekannte Shoddy oder Moll, von welchem es wieder verschiedene Grade gibt. Das beste Shoddy ist, anerkannt besser, als eine schlechte Sorte neuer Wolle; aber freilich, so seine Stoffe gibt es nicht, wie sich aus guter neuer Wolle ohne Milchmasch herstellen lassen, und der Kunde sollte jedenfalls auch nicht so viel dafür zu zahlen haben, wie für regelrechte Ganzwolle. Doch vielleicht entbehrt es ihn der Notwendigkeit, Jute zu tragen.

Wenn aber auch Shoddy-Gewänder nicht zulassen sollten, der kann mit seinen alten Kleidern noch etwas anderes anfangen. Er kann sie reinigen oder umfärben lassen — und sie einfach für einen neuen Termin tragen. Eine Menge Amerikaner, auch ziemlich gutgestellte, haben neuerdings ihre Anzüge und Leberzieher, zum ersten Mal seit vielen Jahren vergeblicher Hauswirtschaft, herzugehört, um die Außenseite erneuern zu lassen und sie für eine volle neue Winter-Saison zu tragen; und entsprechend werden wohl auch viele mit ihren Sommerkleidern verfahren. Es ist überraschend, wieviel sich mit einem bisschen Ammoniak, Alkohol oder Farbe an solchen Kleidern noch ausrichten läßt. Auch könnten Frauen sich viele Rechnungen für das Reinigen und Färben ersparen, wenn sie lernen würden, diese Arbeiten selber zu besorgen, wozu keine lange Lehrzeit gehört.

It das Kleid nur wenig beschnitten, so genügt es, wenn die Frau dasselbe mit einem Schwamm reinigt, welcher in eine Mischung von einer Unze Schwefel-Ether, einer Unze Ammoniak und einem Quart Wasser getaucht ist.

Bei einer Reinigung mit Handgranaten in Missouri bei Bern, Schmetz, wurde einem Soldaten eines Genferbataillons, dem ledigen Dachdeckermeister Menzhu von Genf, die Hand durch eine losgehende Granate, die er im Begriffe war, zu werfen, erschüttert. Der Soldat wurde ins Spital des Bezirks Pruntrut verbracht, wo ihm die Hand abgenommen werden mußte.



Für die Küche.

Mattaroni mit Rindfleisch. In einem Schmortopf wird ein gebauert Schloßl Bräter gelassen und eine mittelgroße Zwiebel, feingehackt, darin weich gedünstet, aber ohne sie bräunen zu lassen. In diese Zwiebelbutter tut man nun 1/2 Pfund gehacktes Rindfleisch, das ruhig etwas Fett enthalten kann, gneat und rührt mit einem Holzlöffel kräftig um, daß das Fleisch vollständig freimelig wird und leicht andröret. Nun gießt man kochendes Wasser hinzu, und zwar so viel, daß man 1/2 Pf. Mattaroni, die man vorher abgetraht und in fingerlange Stücke gedreht hat, darin weich dünsten kann. Nachdem man das nötige Salz hinzugegeben hat, deckt man den Topf gut zu und läßt das Ganze auf kleinem Feuer weich ziehen.

Süddeutscher Käsetuchen. 1/2 Äpfelchen Preßhefe wird in einer Tasse warmer Milch aufgelöst, dann kommt dazu: 1 Pfund gesiebtes Mehl, 2 Eier, 1/2 Teelöffel Salz, 2 Eßlöffel Butter, 1/2 Eßlöffel Zucker. Wenn dies gut verarbeitert ist, wird der Teig zum Aufgehen hingestellt. Wenn dies geschehen, wird er zur Dicke von 1/2 Zoll ausgerollt, die Pfanne wird gut ausgestrichen, der Teig gestrichen. Nach nochmaligem Aufgehen wird die folgende Masse obenauf gegeben: 1 Pfund frischen Quarkkäse, 1 1/2 Tasse sauren Rahm, 1/4 Tasse Zucker (nach Belieben auch mehr), 3 Eier, 1/2 Tasse Korinth. Schließlich überstreicht man die Oberfläche mit geschmolzener Butter, backt den Kuchen in mittelheißem Ofen und überbrät ihn schließlich mit Staubzucker.

Hamburger Rundstücke. Am Abend macht man von 5 Eiern Eise, welche man in etwas Zucker und warmen Wasser auflöst, 1 Pfund Mehl und lauwarmen Wasser einen dünnflüssigen Teig, den man über Nacht an warmem Orte, gut zugedeckt, stehen läßt. Am Morgen, wenn der Teig rüffig ausfist, streut man Salz darauf und arbeitet so viel Mehl hinein, wie zu einem guten Brotteig. Dann läßt man ihn wieder an warmem Orte gehen, knetet ihn dann tüchtig durch, formt längliche Brötchen, läßt diese auf mehlbestäubtem Blech nochmals aufgehen, bestreicht mit Wasser oder Milch und backt sie in gutem, heißen Ofen.

Mattaroni mit Tomatenauce. Man kocht die Mattaroni in Salzwasser nicht zu weich, gibt sie auf den Durchschlag und bereitet folgende Sauce, in welcher man die Mattaroni nochmals aufdosen läßt. Fein geschmitten. Zwiebeln werden in Butter gedünstet, dann läßt man eine Prisse Mehl darin anziehen und löst mit Fleischbrühe ab, gibt noch das nötige Salz und etwas Pfeffer dazu und Tomaten nach Geschmack.

Eiertuchen mit Champignons. Man rechnet auf jede Person 2 Eier oder auch bei mehreren Gerichten auf 2 Personen 3 Eier, und auf je 3 Eier 2 Champignons. Die Champignons werden gut gewaschen, abgetropft, in feine Scheiben geschnitten und in Butter und etwas geschadter Peterzeile gut gebünstet. Die Eier werden mit Salz, einer Prisse Pfeffer und einer Kleinigkeit Mehl gut verquirlt, dann fügt man die zerhackten, gedämpften Champignons dazu und backt auf flacher Pfanne in zerlassener Butter mittelstarke Kuchen auf beiden Seiten goldgelb, die, flach zusammengelegt, er erwärmter Schüssel aufgetragen werden. — Auf andere Weise gibt man die Pilzscheiben nicht in die Eiermasse, sondern läßt für jeden Eiertuchen erst einen Löffel Champignons in Butter auf der Pfanne leicht andünsten, gießt dann einen Schöpfel Eiertuchenteig darüber und backt den Kuchen.

Spezialrezepte zu Badobit. Auf vier Personen vier Overtassen Mehl, vier Overtassen Wasser, vier Eier und zwei Eigelbhalben Anzen Speck. Letzterer wird langsam weich ausgedünstet, das Mehl mit dem Wasser angerührt nebst zwei Teelöffel Salz hinzugefügt, dann die Masse gerührt, bis sie sich vom Löffel löst. Etwas abgekühlt werden nach und nach die Eier und noch eine Overtasse Mehl durchgerührt, klöße obenauf abgezogen und in reichlichem Wasser und Salz zehn Minuten gelocht.

Kartoffelklöße zu Dbst. Kartoffeln, die mit der Schale am Lager vorher gelocht wurden, reibt man locker. Zu einem Suppenteller voll Klößen gehören 2 Eier und 2 Teelöffel Salz. Man nimmt sofort Mehl, daß der Teig nicht bröckelt, samt Klöße, wendet sie in Mehl und löst sie zugedeckt in siedendem Wasser. Sie müssen recht lose sein.

The Soldier's Telephone Needs Served First. When war was declared, the Bell Telephone System was immediately placed at the disposal of the government. The government has had first call for local and long distance telephone service, as well as for men, for switchboards, poles, wire and telephones for use at army headquarters and in the field. You can "do your bit" by asking only for equipment you must have, and making only such local and long distance calls as are absolutely necessary. DOING OUR BIT. NEBRASKA TELEPHONE CO.

THEO. JESSEN, Der deutsche Apotheker. bietet seinen Freunden gute und reelle Waaren und alle im seinem Fach schlagenden Artikeln an. Recepturen eine Spezialität. Laden: 9 5 9. Phones: Residenz: Neb 1824.

Locke's Studio. Photographische Arbeiten aller Art werden sorgfältig und zufriedenstellend ausgeführt. Bringt eure Kinder zu uns, wir haben die beste und erfolgreichste Einrichtung für Kinder-Aufnahmen. Einrahmen von Bildern. Kodak-Finishing. Vergrößerungen. Nägige Preise. Gegenüber von der Stadthalle.

Cantrell Plumbing Co. Eine Ausstaffierung in Ihr Heim ist wichtiger, wie Wasserleitung u. Heizung. Unsere Arbeit wird Sie zufriedenstellen.

G. J. BAUMANN Geschäftsführer. FRED. G. EVANS Licentierter Einballmeister. BAUMANN & EVANS Leichenbestatter. Telephone: 1234. 218 Ost 3. Str. Nacht-Aufrufe: Black 517-1237.

L. NEUMAYER Der Grocer. Bezahlt die höchsten Marktpreise für frische Butter und Eier. Besitzt einen vollständigen Vorrath von feinen und Stapel-Groceries zu niedrigsten Preisen. Tel. 627. 311 weßl. 3. Straße.

Die Erste National-Bank Grand Island, Nebraska. Führt ein allgemeines Bankgeschäft: : : : Nacht Farm-Anleihen Vier Prozent Zinsen bezahlt an Zeit-Depositen Kapital und Ueberfluß: \$215,000.00. E. H. Wolbach, Präsi. John Reimers, Vice-Präsi. J. A. Alter, jr., Kassier.